Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 10

Artikel: Montesquieu persönlich
Autor: Sulger, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759621

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Montesquieu persönlich

Von Kurt Sulger

„Grandeur et Décadence des Romains" — „Esprit des Lois" — Geschichte, breit und lebhaft dargestellt, und aus der geschichtlichen Betrachtung herausgewachsen, die berühmten, kristallklar formulierten Erkenntnisse über die verschiedenen Regierungsformen, über Gewaltentrennung, über das richtige Verhältnis zwischen Freiheit des Einzelnen und staatlichem Zwang — das war es, was Montesquieu bis jetzt für uns bedeutete. Etwa noch die „Lettres Persanes", in denen unter dem Deckmantel unverbundener und unverbindlicher Naivität ein ganzes Zeitalter persifliert wird. Aber es ist klar: hinter dem Historiker, dem Staatsphilosophen und dem Satiriker steht ein Privatmann, über den wir recht wenig wussten.

Ein paar Auserwählte gab es immerhin, die mehr wussten als alle andern... Bernard Grasset, der Pariser Verleger, nennt sie „homines bibliophilici", was er so definiert: Menschen, die sich auf ein seltenes Buch stürzen wie auf einen Schatz, und die es dann auch eiligst, womöglich ungelesen und unaufgeschnitten, in einen dunkeln Schrank versorgen, so wie der Schatzgräber ganz heimlich seinen Fund versteckt... Diese Definition mag nicht ganz allgemeingültig sein; in unserem Falle aber liegen die Tatsachen wie folgt:

Montesquieu hat in einer umfangreichen Handschrift, betitelt „Mes Pensées", all die Aphorismen und Bruchstücke niedergelegt, die nicht in den Zusammenhang seiner grossen Werke passten. Die besagten Bibliophilen nun haben dieses Dokument eifrig und eifersüchtig gehütet. Sie liessen es sogar drucken, aber eben auf solch „heimliche" Art, dass dieser Erstdruck von der akademischen Welt, insbesondere von den grossen Literarhistorikern, ganz einfach übersehen wurde... Erst in Bernard Grasset fand sich der Mann, welcher den Schatz hob und der Welt zugänglich machte. Aus den drei dicken Volumen des Manuskripts hat er eine Auswahl getroffen, die nun als ein einziger, handlicher Band vor uns liegt, betitelt „Cahiers"[1]). Vor- und Nachwort dieses Bandes schildern übrigens die Geschichte

[1]) Montesquieu: Cahiers; Editions Grasset, Paris 1941

des kostbaren Dokuments, das auf solch erstaunliche Weise der breiten Oeffentlichkeit fast zwei Jahrhunderte lang vorenthalten blieb, mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, die — mit Verlaub — ein Muster echten Bibliophilengeistes darstellt!

Die „Cahiers" führen uns durch drei Jahrzehnte hindurch, von Montesquieus siebenundzwanzigstem Altersjahr bis zu seinem Tode. Geschichte — Politik — Nationallotterie — direkte und indirekte Steuern — Geburtenmangel — Psychologie — italienische Musik — Liebe und Eifersucht — Schminke — das alles wird hier behandelt. Ein Urteil aus dem achtzehnten Jahrhundert sagt es schon: „Diese Gedanken haben alles Mögliche zum Gegenstand. Oft eine Anekdote, welche der Autor nicht vergessen wollte. Oft ein witziges oder boshaftes Gerücht über Höflinge, berühmte Frauen, Schriftsteller, die er kannte — und wen kannte er nicht?"

*

Die „Cahiers" zeigen etwas Seltenes: einen glücklichen Menschen. Einen Menschen, der es von sich selber sagt: „Ich habe fast nie Kummer gehabt, und noch weniger Aerger... Ich erwache morgens mit einer heimlichen Freude; ich erblicke das Licht mit einer Art Entzücken. Den ganzen Rest des Tages bin ich zufrieden."

Eine einfache Natur, mithin? Die „Cahiers" zeigen das Gegenteil.

Da steht etwa: „Ich habe in meinem Leben viele Dummheiten verübt, und nie eine Bosheit... Ich habe nie gern die Lächerlichkeit der Andern genossen." Daneben aber finden wir tausend und eine Bosheit: über Voltaire, über die Jansenisten, über einen Diplomaten, oder über jenen „...braven Bekannten, der einen guten Kommentar zu Montaigne geschrieben hat. Ich bin sicher, dass er glaubt, die ‚Essais' geschrieben zu haben. Wenn ich ihn in seiner Anwesenheit lobe, stellt er sich bescheiden, und macht mir eine kleine Verbeugung, und errötet ein wenig."

Da steht: „Man hat sich kaum je gröber geirrt, als im Augenblick, wo man versuchte, die Gefühle der Menschen in ein System zu bringen" — und gleich auf der nächsten Seite lesen wir: „Es gibt zwei Arten von unglücklichen Menschen... Es gibt auch zwei Arten von glücklichen Menschen..."

Da sind jene andern Stellen, wo Montesquieus unverkennbarer und auch offen eingestandener Stolz auf seine Werke, besonders auf die „Lettres Persanes", zutage tritt — und daneben dieser Satz: „Ich habe das Uebel, Bücher zu schreiben, und mich zu schämen, wenn ich sie geschrieben habe." Da steht: „Wozu Bücher schreiben für diese kleine Erde, die nicht grösser ist als ein Punkt?" — erstaunlicher Widerspruch zu Montesquieus Lebenswerk.

Wie kommt es, dass soviel Widersprüche nicht zur Tragik führen, sondern zu einem glücklichen und zufriedenen Leben?

Die Antwort können wir vorerst in äussern Gegebenheiten suchen. Als Edelmann, jedoch abseits vom eigentlichen Staatsgetriebe — schon früh nimmt er seinen Rücktritt als Präsident des Parlaments von Bordeaux — führte Montesquieu wohl ein sehr bequemes Leben; und über seine Gesundheit gibt er in den „Cahiers" selbst das lobendste Zeugnis ab. Aber das ist ja höchstens Voraussetzung fürs Glücklichsein.

Die eigentliche Antwort auf unsere Frage liegt eher in einem solchen Satz verborgen: „Wenn ich in der Gesellschaft war, habe ich sie geliebt, wie wenn ich die Zurückgezogenheit nicht ertragen könnte. Wenn ich auf meinen Gütern war, habe ich nicht mehr an die Gesellschaft gedacht." Montesquieu lebt in zwei Welten: in Paris und auf dem Lande — und der Gedanke berührt ihn gar nicht, die beiden nun etwa gewaltsam in eins bringen zu wollen. In Paris lebt er seinem Geist, und der Gesellschaft; auf dem Lande lebt er seinem Herzen, und sich selbst. Im Geiste kann er boshaft sein, aber nicht im Herzen. Die Gesellschaft und ihre verschiedenen Formen wird er immer wieder klassieren und kategorisieren — ebensosehr, wie er für sich selber jede Kategorisierung ablehnt, selbst die als „Schriftsteller". Seine Werke enthalten ja nur seine „öffentliche" Seite; daneben oder dahinter bewahrt er sich sein privates Gesicht, das einsam lächelt über die eigene geistige Betätigung...

„Geist" bedeutet für Montesquieu Gesellschaftlichkeit, und „Herz" bedeutet Einsamkeit. Das sagt er selbst in einem Satz von entscheidender Wichtigkeit: „Ich war fast aller Geister Freund, und fast aller Herzen Feind."

Im geistigen Bereich sucht er ständig die Auseinandersetzung, korrigiert sich selbst auf Grund fremder Meinung — wie geleh-

rig zeigt er sich etwa in der Frage, ob Richelieus „Testament Politique" wirklich von Richelieu sei oder nicht! — lässt die Andern gelten. „Grosser Gott! wie wäre es möglich, dass wir immer recht hätten? und dass die Andern immer Unrecht hätten?"

Sobald es sich aber nicht mehr um die reine Ratio handelt, ist er von erstaunlicher Ausschliesslichkeit, wird „allen feind". Welche Selbstsicherheit in diesen Aeusserungen: „Ich hatte ein sehr lauteres Herz... Ich bin ein guter Bürger. Und ich danke dem Himmel, dass er mich zwar mittelmsäsig gestaltete in jeder Hinsicht, aber etwas weniger mittelmässig in Hinsicht auf meine Seele." Berührung mit der Gesellschaft ist Beschmutzung. „Ich habe immer den Grundsatz gehabt, nie mit Anderer Hilfe zu tun, was ich aus eigener Kraft tun konnte. Das hat mich dazu geführt, mir mein Einkommen zu sichern durch die Mittel, die ich selbst in Händen hatte: Mässigung und Enthaltsamkeit; und nicht durch fremde Mittel, die immer gemein oder ungerecht sind... Ich habe durchaus nicht gewünscht, mir mit den Mitteln des Königshofes eine Stellung zu verschaffen; ich war darauf bedacht, sie mir zu verschaffen durch Nutzung meiner Ländereien, und so meine Stellung direkt aus den Händen der Götter zu erhalten." Er glaubt nicht an Freundschaft; sie ist nur „eine Art Vertrag zu unserm gegenseitigen Nutzen." Seine eigene Familie wird kaum erwähnt, seine Frau überhaupt nicht. Sein Herz ist einsam.

Eine gesellschaftliche Beziehung, wo das Herz sprechen müsste, ist ihm unmöglich. Wenn er mit „Dummen" verkehren sollte — also mit Leuten, die überhaupt nicht an den Geist und überhaupt nur ans Herz eines Gesprächspartners appellieren können — verfällt er in eigentliche Lähmung. „Ich habe immer eine Furchtsamkeit gehabt, welche meine Antworten oft verwirrt erscheinen liess. Jedoch spürte ich, dass ich mit geistreichen Leuten nie so verwirrt war wie mit den Dummen... Die Furchtsamkeit ist das Unheil meines ganzen Lebens gewesen; sie schien sogar meine Organe zu verdunkeln, meine Zunge zu binden, eine Wolke über meine Gedanken zu breiten, meine Ausdrücke zu verwirren. Ich unterlag diesen Lähmungen weniger vor geistreichen Leuten als vor Dummen. Ich hoffte eben, sie würden mich verstehen; das gab mir Vertrauen."

Vernunft ist für Montesquieu die einzigmögliche Brücke unter

den Menschen. Die menschliche Gesellschaft ist ihm daher per definitionem etwas Herzloses. Wie später Jean-Jacques Rousseau, lebt er in der natürlichen Ueberzeugung, dass eigentlich nur er selbst, als Einsamer, „Herz hat". Aber das führt ihn einfach dazu, dass er Optimist wird im Herzen — und das heisst: in Bezug auf sich selbst — und Pessimist im Geist, das heisst in Bezug auf die Gesellschaft.

Betrachtet er die Umwelt, so endet alles im Schlechten, in der Degradation, im Zerfall. „Die ersten Helden waren Wohltäter: sie beschützten die Reisenden, reinigten die Erde von Ungeheuern, unternahmen nützliche Arbeiten: so Herkules und Theseus. Später waren sie nur noch mutig: wie Philipp und Alexander. Schliesslich wurden sie zu Liebhabern: wie in den Romanen. Was sie gegenwärtig sind, weiss ich nicht. Was man früher ‚Ruhm, Lorbeeren, Trophäen, Triumphe, Kränze' nannte, ist heute Bargeld... Die Vaterlandsliebe hat der griechischen und römischen Geschichte diesen Adel verliehen, welchen die unsere nicht mehr hat. Die Vaterlandsliebe ist dort noch die Triebfeder aller Handlungen, und es macht einem Freude, sie überall vorzufinden, diese Tugend, die allen lieb ist, welche ein Herz haben. Wenn man an die Kleinlichkeit unserer Beweggründe denkt, an die Niedrigkeit unserer Mittel, an die Habsucht, mit der wir schäbige Belohnungen suchen, an diese Ehrsucht, die so sehr verschieden ist von der Liebe zum Ruhm, dann ist man erstaunt, wie sehr sich das Bild geändert hat, und es scheint, seit jene beiden grossen Völker nicht mehr sind, seien die Menschen um eine Elle kürzer geworden." So hoffnungslos sieht Montesquieu die Gesellschaft; der Welt ist nicht zu helfen.

Das Bild wechselt jedoch völlig, sobald er von sich persönlich redet. „Ich kenne mich ziemlich gut... Ich bin zufrieden... Nichts belustigt mich mehr... Was ausmacht, dass ich nicht sagen kann, ich hätte ein unglückliches Leben verbracht, ist dass mein Geist eine ganz bestimmte Fertigkeit besitzt: aus einem kummervollen Zustand heraus macht er sozusagen einen Sprung in einen ganz andern Zustand hinein; und aus einem glücklichen Zustand macht er einen Sprung in einen gleich glücklichen". Habsucht und Eigennützigkeit fehlen hier ganz. „Ich bin nie als ein Verschwender erschienen; aber ich war durchaus

nicht geizig; und ich wüsste nichts, was mühelos genug gewesen wäre, dass ich es getan hätte, um Geld zu verdienen... Es ist mir so unmöglich, jemanden aufzusuchen in einer egoistischen Absicht, wie es mir unmöglich ist, in der Luft zu fliegen."

Kein Zweifel: hier redet ein Mensch, der mit sich zufrieden ist. Ein Mensch voll hoffnungsloser sozialer Erkenntnisse; aber im entscheidenden Moment, dem wo er zu sich sagt: ich selbst wenigstens bin glücklich, ich selbst wenigstens stehe mit mir selbst in vollkommenem Einklang — da hat er die natürliche Kraft, sich von seiner scharf- und weitblickenden, seiner heillos kritischen, negativen und zerstörenden Bewusstheit nicht dreinreden zu lassen. Er ist bekümmert in seinem Geiste, denn er verzweifelt an der Welt, sie ekelt ihn an — aber sein Herz ist stark, in seinem Herzen bewahrt er unversehrt den fraglosen Glauben an sich selbst.

Alles, was Montesquieu über das Glück geschrieben hat, spiegelt diesen herzhaften Glauben ans eigene Ich. „In meinen Betrachtungen über das Glück schien mir, ich müsse gewöhnliche Ideen vertreten und mich damit begnügen, zu fühlen zu geben, was ich fühlte, um in die Seele der Andern den Frieden meiner eigenen Seele hineinzutragen... Das Glück besteht gar nicht im Genuss, sondern in einer mühelosen Fähigkeit, den Genuss zu empfangen — in einer wohlbegründeten Hoffnung, ihn zu finden, sobald man ihn suchen wird — in einer erfahrungsmässigen Gewissheit, dass man nicht eine Art allgemeinen Ekel empfindet für Dinge, welche das Glück der Andern ausmachen." Welche Immunität gegenüber dem allesverzehrenden Zweifel — welche Immunität dieses optimistischen Herzens gegenüber diesem pessimistischen Geist!

Mehr noch. „Ich habe nie einen Kummer gehabt, den mir eine Stunde Lektüre nicht behoben hätte." Sobald auf der einen Seite eine Stockung droht — wenn ein „Kummer" das Herz überfallen will — kann die Bewegung auf der andern Seite weitergeführt werden — der Geist vertieft sich in eine Lektüre.

Montesquieus einziges Problem bleibt es also, sich selber in allen Teilen, ohne jede Unterbrechung, in Atem zu halten; und wie bewundernswert hat er es gelöst! Er will lieber leiden als sich langweilen. „Das wirkliche Leid hat seine Wonnen; das wirkliche Leid langweilt nie, weil es die Seele stark beschäf-

tigt." Beschäftigungslosigkeit — eigentlich schon ein Augenblick wirklicher Musse — bedeutet nichts anderes als den Tod. „Man ist glücklich bei der Verfolgung eines Ziels; die Erfahrung zeigt zwar, dass man nicht wegen des Zieles selber glücklich ist; aber der Wahn genügt uns. Der Grund ist der, dass unsere Seele eine Ideenkette darstellt; sie leidet, wenn sie nicht beschäftigt wird, als ob dadurch diese Kette unterbrochen würde und man ihre Existenz bedrohte... Um glücklich zu sein, muss man ein Ziel haben, weil dies das Mittel ist, um unsern Handlungen Leben zu verleihen."

Montesquieus Stolz ist es, dass sein Ziel ein selbsterwähltes, selbstgesetztes ist. Das drückt er aus in einem Satz, der uns als das Zentrum der „Cahiers", und zugleich als eine unübersetzbar französische Formel erscheint:

Dieu m'a donné du bien, et je me suis donné du superflu.

Immer wieder, oft an den verborgensten Stellen, tönt diese Freude am „Ueberflüssigen", an der selbstgeschaffenen Schwierigkeit, an der Spannung an sich. „Es ist gut, verlegen zu sein; es ist wie eine Feder, die gespannt gehalten wird... Schöne Prosa ist wie ein stolz dahinströmender Fluss, und schöne Verse sind wie ein drängender Springbrunnen: aus dem Hemmnis des Versmasses ergibt sich etwas, das gefällt." Spricht da nicht schon fast Valéry — vom „acte gratuit", von der Lust am „überflüssigen" Hindernis, das man sich selbst immer wieder in den Weg legt, um das blosse Gehen in ein schwieriges Unternehmen, in eine strenge, fortwährend angeregte Beschäftigung zu verwandeln?

Hier wird es auch fühlbar, dass Spannung für Montesquieu nicht etwa Aufregung, Leidenschaft, Abenteuer bedeutet. Noch seine Rastlosigkeit — und das ist vielleicht das beneidenswerteste Geheimnis dieses schönen und weisen Lebens — ist sanft, sie untersteht einer ganz natürlichen Mässigung. „Die einen werden lebhaft erregt durch die Dinge, die ihrer Seele erreichbar sind, und die sie sich leicht verschaffen können. Sie haben lebhafte Wünsche; sie hoffen, sie geniessen, und bald wünschen sie von neuem. Bei den andern ist die Maschine so angelegt, dass sie sanft und gleichmsäsig schwingt. Sie wird in Gang gehalten, nicht heftig getrieben; eine Lektüre, ein Gespräch genügt ihnen."

Wer, wie Montesquieu, sein Leben in zwei Stollen gleichzeitig führt, wird immer versucht sein, auch das Tempo seiner Existenz zu verdoppeln. Die Ruhe erscheint ihm als etwas Tödliches, weil in ihr sein Zwiespalt offenbar würde. Nur unaufhörliche Bewegtheit verleiht ihm jene besondere Ubiquität, die sozusagen ein doppeltes Gegenwärtigsein ermöglicht. Wir finden daher in der neuern Literatur — wo die Zwiespältigkeit überhandnimmt — diese natürliche Uebereinstimmung, dass die Existenz eines Dichters umso stiller verläuft, je geeinter seine Seele ist; mit der innern Gespaltenheit wächst dann auch die Rastlosigkeit. Montesquieus Sonderstellung — eine typische Uebergangsstellung — erweist sich darin, dass er ruhelos ist mit Mass... mit einem selbstverständlichen, unbeirrten Mass.

Ein Herz, restlos ausgefüllt vom Erstreben und beglückenden Erreichen einer völlig privaten Sauberkeit und Mässigung — ein Geist, restlos ausgefüllt von der Darstellung einer unsaubern und der Mässigung entbehrenden Gesellschaft — und zwischen beiden auch nicht der Schatten eines Konflikts, sondern nur die höflichste Verträglichkeit — das ist Montesquieu. So kann er die herrlichste Definition der Freiheit geben, und hernach konstatieren, dass sie praktisch kaum besteht, ohne dabei die leiseste innere Beunruhigung zu verraten.

„Die Freiheit — dieses Gut, welches bewirkt, dass wir an den andern Gütern Freude haben."

„Man muss sich nicht wundern, dass fast alle Völker der Welt so weit entfernt sind von der Freiheit, die sie lieben..."

Montesquieu lebt an einer Scheide der Zeiten. Das Ich muss nicht mehr all seine Kraft darauf verwenden, inmitten der patriarchalischen Allmend immer wieder neu sein eigenes kleines Gärtchen abzustecken — wie bei Montaigne. Es ist aber auch noch nicht so losgelöst von der Gemeinschaft, dass es den Zugang zum Aussen überhaupt nicht mehr findet, hinter seinen Mauern um die eigene Achse zu kreisen beginnt und verzweifelt — wie bei Rousseau — oder dass es sich plötzlich aus sich selber hinauswirft und sich anschickt, die ganze Welt zu überreden — wie bei Voltaire. Montesquieus persönlicher Freiheitsanspruch bleibt durchaus beschränkt auf den innern Raum: Herz und Gefühl — Privatleben — und er paart sich mit einem genau so starken Hang zur Gesellschaft, der sich ebenso folge-

richtig beschränkt auf den äussern Raum: rein konstatierende Logik — das Staatsleben, gesehen als reine Interessengemeinschaft. So entsteht nirgends eine Reibung, obwohl Aussen- und Innenwelt als erklärte Feinde erscheinen. Welche Doppellebigkeit! und in der Doppellebigkeit: welch ungebrochene Kraft!

*

Es gibt ein besonderes Stilmittel, dessen sich Montesquieu so häufig bedient, dass es uns als sein eigentliches Charakteristikum erscheint. Es besteht in einem vierteiligen Satz, dessen Glieder einander je paarweise entsprechen.

„Zuerst verleihen die Werke dem Autor Ansehen; nachher verleiht der Autor den Werken Ansehen." Einfache Wiederholung von „Werk" und „Autor" schafft hier eine Form ABBA, das heisst es entsprechen sich die beiden mittlern und die beiden äussern Satzglieder.

Viel häufiger noch ist die Formel ABAB. „Ich sagte von..., dass niemand auf ihn höre; dass aber doch jedermann auf ihn höre." Zweites und viertes Glied sind hier gleich: „auf ihn hören"; anderseits entsprechen sich erstes und drittes Glied, jedoch nicht mehr als Parallele, sondern als Gegensatz: „niemand — jedermann".

„Die Knechtschaft hat ihre Vorteile, wie die Freiheit ihre Nachteile." Hier haben wir gleich zwei Gegensatzpaare, wiederum zusammengeschlossen zu einer Formel ABAB.

Mit der Souveränität, die sein bezeichnendster Wesenszug ist, wandelt nun Montesquieu dieses Schema ab. Dabei entstehen die besten, eindrücklichsten und packendsten Sätze, die er überhaupt hervorgebracht hat.

Die angedeutete Viererformel enthält ja auch alles, was seine Kraft ausmacht.

Die Scheidung in Gesellschaftsmensch und Privatmensch drückt sich darin aus, dass es sich ausnahmslos um dialektische Gebilde handelt, deren stilistische Wirkung auf dem Gegensatz beruht.

Montesquieus Sinn fürs Mass erzeigt sich darin, dass zum Gegensatz fast immer ein sinnfälliger, leicht zu messender Wechsel der Grössenordnung belebend hinzutritt: es wird nicht nur etwa Innenwelt gegen Aussenwelt gesetzt, sondern vielleicht ein grosses Innen gegen ein kleines Aussen. „Was mir viel ge-

schadet hat, ist dass ich immer diejenigen Menschen zu sehr verachtete, die ich nicht achtete." Dem neutralen, äusserlich-formellen Begriff des „Nicht-achtens" tritt nicht blosses „Verachten" entgegen, sondern von zu innerst heraus gleich ein Uebermass der Verachtung: „zu sehr".

Eine gewisse Rapidität in Montesquieus Denkweise aber ist es, welche diesen Sätzen ihre eigenartige Schärfe gibt. „Diese Nachlässigkeit: man unterlässt zu lernen, was man zu wissen glaubt." Durch logische Zerlegung ergäben sich zwei Sätze: „Man unterlässt zu lernen, was man wissen sollte — Man glaubt zu wissen, was man erst noch lernen sollte." Montesquieu verdichtet diese beiden logischen Tatbestände gleich zu einer dritten, zusammenfassenden Formel — er sagt die beiden Sätze in einem einzigen. In nüchterner Verbindlichkeit kommt er auf den Leser zu, aber plötzlich tut er zwei Schritte in einem: wir fühlen uns gepackt, getroffen. In der neuen, konzentrierten Form des Satzes kann Verschiedenes weggelassen werden und versteht sich von selbst. Montesquieu braucht kein Wort davon zu sagen, was man tun „sollte"; der Leser merkt das schon... Und dass man das, was man zu „wissen glaubt", gar nicht weiss — das wird gerade dadurch, dass Montesquieu es nicht ausspricht, zu einer Selbstverständlichkeit — so wie wenn man es gar nicht besonders zu sagen brauchte, dass die Leute, welche etwas zu wissen glauben, es ja natürlich in Wirklichkeit sowieso nie wissen... Alles, was auf diese Art verschwiegen und übersprungen wird, all diese Sous-entendus verleihen Montesquieus Stil eine Art hintergründiger Schlagkraft.

Aus dem Spiel von Widerspruch und Grössenänderung, verbunden mit solchem Ueberspringen logischer Zwischenstufen, ergibt sich dann die Ueberraschung für den Leser. Ein Gegensatz steht plötzlich da, wo wir eine Parallele erwarteten — ein anderer verbindet sich ebenso plötzlich mit einer Weitung oder Verengung der Dimension — ein dritter (der wichtigste, wahrscheinlich!) wird gar nicht besonders ausgesprochen... In der Feinheit, mit welcher die Ueberraschung immer wieder herangeführt wird — nicht nur auf versteckte Art vorbereitet, sondern noch auf versteckte Art dargebracht, sodass wir auch nach der Lektüre kaum wissen, was uns eigentlich traf und bewegte — darin offenbart sich Montesquieus ganzes psychologisches Talent.

Wichtig ist aber, dass dieses ganze Spiel auf festem Boden vor sich geht. Wo Dialektik und Ueberraschung einziges Stilelement werden, da führen sie zur Auflösung der Form. Bei Montesquieu liegt allem jene klassische Symmetrie zugrunde, die sich in der Vierzahl ausdrückt. Das Viererschema, das wir hier in etwas lächerlicher Weise mit Buchstaben eindrücklich zu machen suchten, das ist das klassische Parkett, auf welchem der geistreiche Tanz sich bewegt — voll witziger Einfälle und Ueberkreuzungen, aber stets in paarweisen Entsprechungen sich vollziehend, je zwei Paare vereint zur ausgewogenen, strenggeschlossenen Einheit: ABAB, ABBA.

*

Ich sagte: „wenn man dem Geist nachrennt, erwischt man die Dummheit."

Man kann niemanden von seinem Schmerz ablenken, ohne ihm einen grössern Schmerz zu verursachen.

Man ist so gewohnt, die Landhäuser der reichen Leute zu sehen, dass man entzückt ist, diejenigen der geschmackvollen Leute zu sehen.

Mir scheint, wir haben zwei Arten starker Geister: Stutzer, die einen Gott verleugnen, an den sie glauben, und gewisse Prediger, die einen Gott verkünden, an den sie nicht glauben.

(Heinrich der Achte) Dieser König liess sein Parlament die Pläne ausführen, an deren Ausführung er sich selber nie gewagt hätte.

(Ludwig der Elfte) Ohne Hoffnung für sein Leben, war er noch besorgt um seine Macht. Er war erbarmungsloser, je frömmer er sich glaubte.

(Ludwig der Zwölfte) Er hätte es vermocht, die willkürliche Regierung erträglicher zu gestalten, als andere die Freiheit.

(Richelieu) Er hatte immer Einfluss auf die Geister, und nie Macht über die Herzen. Seinem Monarchen verlieh er den zweiten Rang in der Monarchie und den ersten Rang in Europa. Er entehrte den König und ehrte das Reich.

(Ludwig der Vierzehnte) Der Geist der Aufgeblasenheit erfüllte im selben Mass den König, wie er abprallte an Kardinal Mazarin. Es ist die Gabe eines grossen Politikers, seine Macht zu begründen, bevor er sie zu fühlen gibt; Ludwigs Gabe war es, sie zu fühlen zu geben, bevor er sie begründet hatte. Er verstand weder einen Vorwand abzuwarten, noch sich ihn zu verschaffen. Bei der Auswahl seiner Vertrauten fragte er immer sein Herz um Rat, bevor er seinen Geist um Rat fragte.

Ich achte die Minister: nicht die Menschen sind klein, sondern die Pflichten sind gross.

Ich bin überzeugt, dass die Engel die Menschen nicht so sehr verachten, wie die Menschen sich untereinander verachten.

Man soll seinesgleichen nicht unglücklich machen, und man soll seine Untergebenen glücklich machen.

Jeder Bürger hat die Pflicht, für sein Vaterland zu sterben; niemand hat die Pflicht, für es zu lügen.

Wenn man sich die Mehrzahl der Männer unserer Nation betrachtet, versinkt man immer wieder in Staunen über so viel Geist und so wenig Verstand, solch enge Schranken bei soviel Kraft, sie zu durchbrechen.

*

Vieles wäre noch zu sagen über die „Cahiers". Ein grossartiger Mensch offenbart sich darin. Könige sind sein gewohnter Gesprächsgegenstand. Er versteht in grossen Räumen zu denken — so wie er in einem riesigen Raum arbeitete, der berühmten „Bibliothèque" seines Schlosses. Diese innere Grossartigkeit leuchtet durch all seine Werke hindurch, aber verborgen und wie verschleiert; nirgends hat er sich so offen zu ihr bekannt wie in den „Cahiers". Denn so wie er von den Königen forderte, dass sie ihre stolze Willkür und Eigenherrlichkeit hintansetzen um des bescheidensten Bürgers, seiner ständig gefährdeten Freiheit, Sicherheit und Glücklichkeit willen — so hat er auch selber seine heimliche Verliebtheit in die grandiose Souveränität des wahrhaft Einzelnen hintangesetzt, um der vernünftigen Rücksicht auf den Mitmenschen und dem geregelten Zusammenleben das Wort zu reden.

Aus geistiger Sorge, aus Fürsorge für den Menschen tat er es. Und daher rührt ja seine bahnbrechende Kraft, dass er sich in seinen sozialen Theorien als einer der ersten um die Menschen selber kümmerte. Der Wille, jeden Menschen glücklich zu sehen, und anderseits das Rechnen mit dem menschlichen Widerstand, verlieh ihm die Mässigung, die weise Würdigung aller möglichen Faktoren, genau gesagt: die feste Entschlossenheit, allen Zwang auf ein Minimum zu beschränken und so wenig zu verordnen und dekretieren wie nur möglich.

Aber in den „Cahiers" treten all diese verstandesmässigen sozialen Ueberlegungen in den Hintergrund — hier kann er freier seinem Herzen folgen — und so feiert er hier unbekümmerter jene vornehme und gewaltige Grossartigkeit des Ichs, welche ihm so lieb ist wie dem ersten Renaissancemenschen, der sie entdeckte.

„Die Dummen, welche das Glück suchen, gehen immer den breiten Strassen nach. Ein Erzieher am königlichen Hof ist Ministerpräsident geworden? Gleich wollen alle niedern Kleriker

Erzieher sein am königlichen Hof, um Ministerpräsidenten zu werden. Die geistreichen Menschen bauen sich Sonderstrassen: sie haben Wege, die verborgen sind und neu; sie gehen dort, wo noch niemand gewesen ist. Die Welt ist neu."

Montesquieu sieht so klar wie wenige den Gegensatz zwischen solcher Eigenmächtigkeit, dem was er manchmal „héroïsme" nennt, und der anpassenden Behutsamkeit, die allein im Gemeinschaftsleben und besonders in der Politik etwas Nützliches hervorzubringen vermag. Aber auch dieser letzte Gegensatz erscheint ihm als etwas Gegebenes, Selbstverständliches; und so wie er den Untergang alles Heldischen in der Gesellschaft treffend und unwiderruflich konstatiert hat, so treffend und mit solch unbekümmerter Kraft des Stiles preist er gerade in den „Cahiers" die selbstherrliche Gewalt des Einsamen, der stark und in sich selber glücklich ist.

*

Vieles wäre noch zu sagen über die „Cahiers". Ein grossartiger Mensch offenbart sich darin. Könige sind sein gewohnter Gesprächsgegenstand. Er versteht in grossen Räumen zu denken — so wie er in einem riesigen Raum arbeitete, der berühmten „Bibliothèque" seines Schlosses. Diese Grossartigkeit leuchtet auch durch all seine Werke hindurch, aber heimlich und wie verschleiert, hintangesetzt, weil er dort ja eigentlich der vernünftigen Rücksicht auf den Mitmenschen und dem geregelten Zusammenleben das Wort reden will... Erst in den „Cahiers" treten solch verstandesmässige soziale Ueberlegungen zurück — hier kann er freier seinem Herzen folgen — und so lässt er sie denn unbekümmerter hervortreten, seine Liebe und Bewunderung für alles was stark und einsam ist, glücklich in sich selbst und wahrhaft königlich.